Zeitschrift: Oltner Neujahrsblätter
Herausgeber: Akademia Olten
Band: 64 (2006)

Artikel: Welt des Theaters - Theater der Welt
Autor: Hohler, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-658845

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Welt des Theaters – Theater der Welt

Hans Hohler

Im Jahre 1814 führte die damalige «Musikalisch-Dramatische Gesellschaft Olten» Schillers «Wilhelm Tell» auf, zu einer Zeit also, da unser Städtchen knapp 1000 Einwohner zählte. In der Titelrolle figurierten der spätere Bundesrat Josef Munzinger und als Knabe des Tells der nachmals ebenfalls berühmte Martin Disteli. Ausserdem war eine ganze Reihe von Munzigern vertreten, verwandt allesamt, gewissermassen eine familiäre Besetzung, ein Kuriosum jedenfalls, das verdient, festgehalten zu werden. Schiller war zu jener Zeit noch alles andere als ein «Klassiker», diese literarische Bezeichnung ist erst viel später aufgekommen. Dasselbe gilt auch für Goethe, dem übrigens seine Zeitgenossen rieten, erst einmal Deutsch zu lernen, sonst hätte er nicht ein Gedicht begonnen wie «Füllest wieder Busch und Tal ...» Oder anderswo hiess es sogar: «Solch einen Quark musst Du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die Andern auch ...» Oder, um ein weiteres Beispiel anzufügen: «Das holperige Meisterstück ist nun gedruckt im Taschenbuch für Damen und beweist auf drei kleinen Blättern, dass Goethe leider kein Deutsch versteht ...»

Bei den traditionellen Theaterstücken unterscheiden wir meistens zwischen Haupt- und Nebenrollen, und dass uns dabei das Schicksal der Ersteren mehr interessiert als das der zweiten, versteht sich von selbst. Ihnen gehört in der Regel auch die Sympathie des Zuschauers. Oder doch nicht immer? Es kann tatsächlich auch anders geschehen! Als wir vor etlichen Jahren Shakespeares Liebestragödie «Romeo und Julia», gespielt von einer Gastspieltruppe, auf unserem Programm hatten, erlebten wir Sonderbares: Die beiden Titelfiguren erwiesen sich als eher farblose Darsteller. Was immer der Grund für ihr uninspiriertes Spiel gewesen sein mochte, der berühmte Funke von der Bühne zum Publikum wollte nicht überspringen. Dafür erlebte man eine Überraschung anderer Art. In der kleinen Rolle als Amme Julias stellte sich Edith Schultze-Westrum als geradezu glanzvolle Darstellerin heraus! Was immer sie sagte, wie immer sie in Erscheinung trat, geriet ihr zu hoher Kunst, und so geschah es denn, dass man ihre Auftritte bewunderte und auf ihr jeweiliges Erscheinen gespannt war, auch wenn sie das Geschehen und den Gang der Handlung kaum beeinflusste. Dies führte zu einem im Grunde genommen unangemessenen Publikumsverhalten, welches die Vorstellung in eine merkwürdige Schieflage versetzte. Unwesentliches wurde plötzlich wesentlich, die Akzente verschoben sich, und wenn das Stück auch nicht eigentlich aus den Fugen trat, so konnte man doch am Schluss erkennen, wem da die Krone gebührte ...

Bert Brecht, einer der grössten Dramatiker des 20. Jahrhunderts, verlangte, der Zuschauer müsse in erster Linie darauf achten, welche politische Botschaft auf der Bühne verkündet werde, anderseits dürfe sich der Schauspieler nicht mit seiner Rolle personifizieren, sondern er zeige einfach, was und wen er darstelle ... Diese etwas vertrackte Art kommt allerdings in den besten Stücken Brechts keinesfalls zur Auswirkung. Die Mutter Courage etwa ist eine derart vollsaftige Bühnenfigur, dass es nie gelungen ist, sie als gewinnsüchtige, negative Gestalt zu betrachten. Auch den Herrn Puntila halten wir eher selten als das Ekel, das er – in der Brecht'schen Betrachtung – sein sollte, sondern als Mann, der den Knecht Matti mühelos an die Wand spielt ...

Warum der Mensch ins Theater geht? Um seine Bildung zu erweitern? Das mag vielleicht die Antwort eines Gymnasiasten sein, der seinem Deutschlehrer eine Freude machen will ... Wenn er sagen würde: aus Neugier, aus Langeweile, weil andere auch gehen, weil da etwas Besonderes läuft, dann würde ich es eher glauben. Vielleicht gar so: Was ich kürzlich am Fernsehen miterlebte, möchte ich nun einmal auf der Bühne sehen! Anderseits ist es gerade das Fernsehen, das uns vom Theaterbesuch abhalten kann, da man dramatische Werke, konstruierte, spannende Begebenheiten ohne weiteres in der guten Stube miterleben kann. Und dennoch: Das eigentliche Theater, das Unmittelbare eines Bühnengeschehens, dem wir, mit vielleicht fünfhundert andern Besuchern beiwohnen, hat mit dem Film nur teilweise zu tun.

Dazu kommt, dass wir als Gemeinschaft, als Publikum uns in einer Gemeinschaft befinden, die keine andern Vergleiche zulässt. Wir sind eine zufällig vereinte Menge, eine Gesamtheit, die das Spiel der Darsteller mitträgt, ja beeinflusst oder kritisch verfolgt, zu Heiterkeitsausbrüchen ebenso bereit ist wie zu stummer Kritik. Und dann sind da die Pausen, so etwas wie im Sport beim Fussball die Halbzeit. Das gibt die Möglichkeit, sich über die Aufführung zu unterhalten, Gedanken über das Gebotene auszutauschen, die künstlerischen Qualitäten einer Kritik zu unterziehen. Denn die Zuschauer nehmen ja das Gebotene nicht einfach stillschweigend entgegen, obwohl sie ja während der Aufführung Stillschweigen bewahren. Sie sind, für die Schauspieler durchaus wahrnehmbar, Mit- und Gegenspieler der aufgeführten Werke. – Hier fällt mir ein, was vor Jahren Paul Hubschmid nach einem Gastspiel auf die Frage, ob es denn für ihn nicht langweilig sei, sechzig oder mehr Abende hintereinander ein und dasselbe Stück zu spielen, geantwortet hat: «Nein, im Gegenteil, wir haben jeden Abend ein anderes Publikum, das zwar ähnlich, aber immer wieder etwas anders reagiert, ferner beherrschen wir den Text immer sicherer, die Pointen sitzen immer treffender, kein Abend verläuft genauso wie der nächstfolgende ...»

Damit lässt sich natürlich über die Funktion des Theaters längst nicht alles erklären. Und worin besteht die denn eigentlich, diese Funktion? Darauf gibt es eine überraschend einfache Antwort. Brecht, Dürrenmatt, Ionesco, Anouilh,

Zuckmayer und O'Neill sind sich darüber einig: Die Funktion des Theaters ist, war und wird sein: Unterhaltung! Siegfried Melchinger, dessen Gedanken wir hier aufnehmen, hat es überzeugend dargelegt. Die Absicht mancher Autoren – und sie ist durchaus verständlich – besteht darin, mit ihren Werken das Denken, die Empfindungen und damit das Leben der Menschen zu verändern. Und doch: diese Absicht lässt sich so gut wie nie in die Tat umsetzen. Wohl werden wir ergriffen und stehen auf der Seite des zu Unrecht Verfolgten, aber dass wir nach der Veranstaltung bessere Menschen geworden wären, Bekehrte, das ist und bleibt für den Stückeschreiber Illusion ...

Immer auch gingen vom Theater Wirkungen aus, Empfindungen, die nicht ohne weiteres vorauszusehen waren. Missliebige Stücke wurden abgesetzt oder fielen dem Volkszorn zum Opfer. Hochhuts «Stellvertreter», vor rund vierzig Jahren auch auf der Oltner Bühne aufgeführt, löste einen regelrechten Skandal aus und hatte leidenschaftliche Diskussionen zur Folge. Wer hatte Recht, wer Unrecht? Nach vierzig Jahren haben sich Zeit und Mode gewandelt, und «Der Stellvertreter» bliebe heute wohl unangefochten.

Ein Beispiel heiterer Art: In Wien griff die Zensur bei der Operette «Der Zigeunerbaron» wie folgt ein. Die Stelle «Der Dompfaff hat uns getraut» galt als Verhöhnung des Geistlichen, der einer Kathedrale vorstand, und wurde nicht geduldet. Sie musste der Fassung «Der Gimpel hat uns getraut ...» weichen! Der farbenprächtige Vogel hat, wie so manch anderer, eben zwei Namen, und so durfte es eben eine Zeit lang nicht mehr der Dompfaff sein, sondern der weniger anzügliche Gimpel.

Das Theater, diese Welt, in der alles Spiel ist, eine Welt des Tuns als ob und woran auch Gestik und Mimik beteiligt sind, die Maske, das Kostüm, das Bühnenbild – das alles trägt dazu bei, dass ein Geschehen zur Komödie wird, zum ausgelassenen Lustspiel, zum Trauerspiel, zum Problemstück, zum Musical, zur Oper ... Und alles zusammengenommen und auf einen Nenner gebracht: zur Unterhaltung!

In Paris habe ich einen Professor Folgendes sagen gehört: «Vous savez, pour moi il n'y a que deux problèmes, quand je vais au théâtre; ou je m'ennuie ou je m'ennuie pas ...» Eine kühne Vereinfachung, gewiss. Aber wer wollte sie ernsthaft infrage stellen!

Wer sich näher mit dem Theater befasst, der stösst unweigerlich auf besondere Begebenheiten, auf Geschichten, besser: auf Anekdoten. Es sind Dinge, die sich irgendwann und irgendeinmal zugetragen haben – oder eben auch nicht! Eine dieser Theateranekdoten sei hier festgehalten:

Bei der Aufführung eines Räuberstückes hatte der Bandit einen Schuss auf den Gegner abzugeben, indem er auf die Pistole drückte, während hinter der Kulisse der Schuss losgehen sollte. Der aber tat nichts dergleichen ... Der Bandit drückte drei- oder viermal vergebens. Die Sache begann peinlich zu werden. In voller Wut warf der Kerl seine Pistole weg, stürzte sich auf seinen Gegner und gab ihm einen Tritt in den Allerwertesten, worauf der also Attackierte geistesgegenwärtig und mit den Worten «Weh mir, der Stiefel war vergiftet» zusammenbrach. Da ging nun aber doch der Schuss hinter der Kulisse los, wonach sich der Tote aufrichtete und mit einem vernehmlichen «Auch das noch» endgültig verschied.